

Die Kunst verändern

Zum Zeitpunkt ihrer Bewertung

© Michael Kröger 2013

Aller Anfang ist Destruktion.

Albrecht Fabri, *Notizen*, 1956

Am Anfang ist die Differenz.

Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*, 1997

Wie verändert sich Kunst? Vor allem, wenn neben dem Museum und der Galerie der globale Auktionsmarkt als Preisbildner in das Kunstgeschehen eingreift? Diese aktuelle Fragestellung verdrängt im Moment viele andere möglichen Fragen, die sich im Umgang mit Kunst ergeben. Wenn Kunst heute symbolische, soziale und finanzielle Macht verkörpert, rückt eine Frage in den Hintergrund, was man da eigentlich formuliert, wenn man von Kunst als Kunst und nicht von anderen Dingen oder Artefakten spricht.

Es ist kein Geheimnis, dass sich die Anschauungen dessen, was jetzt als Kunst bewertet wird, nicht nur historisch sondern auch biographisch verändern. Doch wie verändert Kunst ihre Bewertung? Diese Frage kehrt die alte Frage nach dem Wert der Kunst in bewusster Weise um. Kunst verändert – aber auch Veränderungen verändern Kunst. Man muss nur die Perspektive ändern und die Möglichkeit der Rekursion realisieren. Rekursion bedeutet die Wiederholung von Ereignissen unter Bedingungen ihrer eigenen Veränderung – eine Erfahrung, die sich besonders auch im Kunstsystem der Moderne entwickelt hat.¹

Radikaler als alle anderen Künstler seiner Zeit erkannte Marcel Duchamp diesen Einschnitt als er um 1913 etwas schuf, das er hinterlistig mit dem Begriff des *ready-made* besetzte. Duchamp überraschte das Kunstsystem, indem er mit dessen Negation spielte und so im Kunstsystem überraschend Neues generierte. Das *readymade* kombiniert zwei sich wechselseitig ausschließende Bezeichnungen (Kunst/ Nichtkunst) und informiert so über eine Information, die alle bisherigen Bezeichnungen verändernd erweitert.

Früh hatte Duchamp begriffen, dass neben *Kunst* und *Nicht-Kunst* ein dritter Wert existierte, was man lange nicht für möglich gehalten hatte. Und dass es

¹ Niklas Luhmann, *Die Kunst der Gesellschaft*. Ffm 1997, S. 83 ff,

kein Ende der Kunst gab, sondern höchstens deren veränderte Form in der späteren Zeit ihrer Bewertung: ein Ende vom Anfang einer Neubewertung. *Beobachten* allein reicht heute nicht mehr; *unterscheiden* heißt heute die Devise. Und die folgenreichste Unterscheidung in einer Gesellschaft ist die des *Früher* und *Später* – eine Unterscheidung, die im Kern auch die Bewertung von alten und neuen Kunstbeständen betrifft. Gegenwart ist der Ort, an dem sich die Differenz aus Früher oder Später ereignet. Mit dem Modus des *Frühen* wird im Kunstkontext das Genie und die Avantgarde bewertet, mit dem *Späten* das Epigonale und Unzeitgemäße. Im Moment scheinen diese Bewertungsmaßstäbe einer Veränderung zu unterliegen, die mit der Zeitnatur ihrer Unterscheidung zusammen hängen.

Heute arbeiten wir mit Veränderungen, die unser Selbstbild verändern: Früher machte man vieles, was man – früher oder später – verstand. Man war stolz auf die Antworten, die man fand und nicht auf die Fragen, die erst danach hinzukamen. Früher bearbeitete man nacheinander. Man wiederholte schon Bekanntes (inklusive sich selbst), fühlte sich gut dabei und begann am nächsten Tag neu. Heute *checkt* man *mails*, sieht Probleme, erfindet Lösungen, benutzt Begriffe und rechnet mit Unwahrscheinlichkeiten. Je knapper die Zeit, desto schärfer die Differenzen – und Alternativen.

Heute arbeitet man anders: man beginnt nicht mit dem Einen (Wichtigen) und endet dann mit dem Anderen (Unwichtigen). Man lernt lebenslänglich – wie man Probleme problematisiert und Erfindungen erfindet. Und lebt, um lebenslänglich Lösungen zu finden. Man orientiert sich an Trends und formuliert trotzdem zeitlose Sachverhalte.

Träumen schadet nur. Präzises Formulieren wird zur notwendigen Technik. Man macht aus wenigen Größen viele Optionen und notiert dann, was alles gleichzeitig geschieht oder geschehen könnte. Man hört hin wie andere mitdenken – oder auch nicht. Man hört einfach weg, wenn nichts als Informationen im Mittelpunkt stehen. Und man hört sich einfach zu, wie man gerade etwas schreibt – und was dann immer noch fehlt. Und schließlich: Man handelt indirekt, wenn man direkt nicht mehr weiterkommt.

Heute gibt es immer mehr Momente, in denen man erkennt, dass man nicht versteht, was man nicht beherrscht. So ergeht es einem auch mit dem Enden und dem Anfangen. Beides lässt sich sinnvoll nicht mehr unterscheiden.

Früher arbeitete man; heute entscheidet man – oder eben nicht. Im Zentrum der Moderne stehen bekanntlich die Beobachtung und der Kontext, die

Entscheidung und die nächste Gegenwart. Wer unterscheidet, der muss sich entscheiden. Wer sich nicht entscheiden kann, dem fehlt es an Zeit – und an Phantasie. *Das Ende vom Anfang* besteht in seiner Markierung – einer Idee, einer Unterscheidung, einer Geste, eines Satzes. Mit dieser Markierung entsteht eine Fülle innerhalb eines Nichts. Eine Form, die etwas werden will, ohne das etwas anderes ausgeschlossen wird.

Jedes Ende tut so, also ob es immer wieder neu beginne. Als Anfang, als Idee einer Idee von einem anderen Ende. *Das Ende vom Anfang* – dieses Bild wird so als semantischer Marker denkbar ist aber selbst nicht vorstellbar. Das Ende kommt nicht später sondern jeweils jetzt und immer unerwartet; aus der Unterscheidung entsteht die Form einer Beobachtung, die gleichzeitig entsteht und verschwindet.

Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne. Allem Ende ebenso.